

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 45

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Ein von deutschen Truppen zerstörter Wasserturm bei Lodz, von dem aus Zivilpersonen den Feinden Lichtsignale gaben.

# Der Talisman. Von August Gräf, München.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

Durch das Tor führte der Vicomte seine ungeladenen Gäste in einen von mannhohen Mauern umschlossenen Hof, der von mehreren Ställen und Speichern flankiert war. Daran schloß sich das umfangreiche, dreistöckige Wohngebäude. Ein wichtiger Turm machte den Abschluß des Schloßgebäudes. Der Vicomte machte gewissenhaft den Führer durch das ganze Schloß. Er beschrieb dem jungen Offizier eingehend jedes Gebäude und machte ihn sogar auf die unbedeutendsten Einzelheiten aufmerksam. Klaus schien es, als wollte der Herr von Rombeau jedem Verdachtsmoment begegnen. Freilich steigerte dies den Argwohn des Leutnants, wenn es ihm auch nicht recht einleuchten wollte, daß der Vicomte ein doppelzüngiger Verräter sei und ihn hintergehen wollte. Der Vicomte mußte wohl seine Gedanken erraten, denn indem er mit seinen Flammenaugen einem unbewachten mißtrauischen Blick Klaus Herwigs begegnete, sagte er: „Mein Herr Offizier, Sie werden einem alten Edelmann ein offenes Manneswort verzeihen. Ich weiß, Sie hegen Mißtrauen gegen meine Person. Mir ist es leider nicht möglich, Sie von der Grundlosigkeit Ihres Verdachts zu überzeugen, der sich wohl darauf stützen dürfte, daß einige Haufen Freischärler in der Umgegend meines Schlosses ihr hinterlistiges Unwesen treiben. Gewiß, ich war und bin noch ein treuer Anhänger meines Kaisers, habe ich doch in meiner Jugend schon unter den Fahnen seines Onkels gekämpft, aber, ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann zum Unterpfand, nie und nimmer billige ich diese uneheliche Kampfesweise aus dem Hinterhalt, wie sie unsere Freischützen lieben. Wenn wir beide uns als Feinde auch gegenüber stehen, so dürfen Sie doch versichert sein, daß ich mit jenen Dunkelmännern keine Gemeinschaft habe, und noch weniger einen Schurkenstreich gegen Sie und Ihre Soldaten betätige. Im übrigen mag Ihnen meine Person und auch meine Leute, für die ich mich mit bestem Vertrauen verbürgen kann, als Geißel dienen. Die Zukunft wird meine Worte rechtfertigen.“

Klaus Herwig fand augenblicklich keine Antwort auf diese offenen Worte des Vicomte. Einerseits kam ihm immer sein Auftrag und die gewiß nicht ganz unbegründete Warnung seines Obersten in den Sinn, andererseits war es wieder völlig unglaubhaft, daß der Vicomte seine Heuchelei so weit treiben konnte, um solche Reden zu führen.

„Herr Vicomte, Sie werden selbst zugehen müssen,“ entgegnete Klaus, „daß man im feindlichen Land Vorsicht üben muß. Und Vorsicht macht mißtrauisch. Es würde mich nur höchlich freuen, wenn ich keinen Anlaß fände, an Ihrer Redlichkeit Zweifel zu hegen.“

Das Hinzutreten des Wachtmeisters Schrott beendete dieses für beide Teile peinliche Gesprächsthema. Er meldete dem Leutnant, daß die Pferde untergebracht und auch die Mannschaft versorgt sei. Der Leutnant folgte ihm, um die getroffenen Anordnungen

zu besichtigen. Er fand wirklich keinen Grund zu einem Tadel. Der Vicomte hatte sein Wort gehalten. Die Pferde waren reichlich mit frischem Futter versehen und in den mit reiner Streu bedeckten Ställen untergebracht, und die Soldaten waren in zwei geräumige, helle und lustige Speicher verteilt worden, wo sie sich schon ganz häuslich eingerichtet hatten. Der vorsorgliche Wachtmeister hatte auch bereits im Schloß mehrere Doppelposten aufgestellt und ihnen äußerste Wachsamkeit eingeschärft. Von den Schloßbewohnern war kein Mensch zu sehen. Die Diener und Mägde waren, nachdem sie die Befehle des Schloßherrn ausgeführt hatten, sofort wieder verschwunden und auch der Kastellan ließ sich nicht mehr erblicken. Der Wachtmeister teilte übrigens seinem Vorgesetzten mit, daß die Diensteute durchaus keinen verdächtigen Eindruck gemacht hätten, sondern ganz harmlose Leute gewesen seien, von denen er alles eher glaube, als daß sie Franktireurs seien oder es mit solchen hielten. Diese Mitteilung beruhigte den Leutnant einigermaßen, denn er kannte das zu oft gerade lächerliche Mißtrauen seines Wachtmeisters. Wenn der zu keinem Verdacht Anlaß fand, dann war sicher die Lust rein.

Der Vicomte de la Rombeau wies dem Leutnant sein Quartier selbst an: ein niedliches Gartenhaus am Ende des Schloßhofs in der Nähe des Mannschaftsquartiers. Das Innere des Häuschens, das zwei Zimmer enthielt, war zwar einfach, aber bequem und behaglich ausgestattet. Klaus war damit zufrieden, vor allem da er seine Leute stets in der Nähe haben konnte. Auch der Schloßherr war sichtlich erfreut, als sein ungeladener Gast ihm seine Zufriedenheit und Dank bezeugte.

„Ich muß mich jetzt verabschieden, wollen Sie mich deshalb gütigst entschuldigen, Herr Offizier,“ sagte der Vicomte. „Meine Tochter ist heute morgen ausgeritten und wird jetzt bald zurückkommen. Da will ich sie auf den unvorhergesehenen Besuch vorbereiten. Noch eine Frage. Wir haben doch heute abends und auch sonst die Ehre, Sie an unserer, allerdings kleinen Tafel zu sehen, denn außer mir und meiner Tochter Margot, zählt Rombeau nur noch fünf Insassen, meinen Verwalter mit eingeschlossen?“ Klaus war einen Augenblick ungeschlüssig, dann sagte er zu. Er mochte den Schloßherrn, der bis jetzt nur einen guten Eindruck auf ihn gemacht hatte, nicht durch eine ablehnende Antwort verletzen. Der Vicomte bot Klaus zum Abschied die Hand, dann begab er sich in das Wohngebäude zurück, indes Klaus seine Mannschaft aufsuchte. Die waren lustig und guter Dinge. Die einen hatten sich auf ihr weiches Heulager zur Ruhe ausgestreckt, wieder andere saßen um ein wärmendes Feuer, rauchten und spielten Karten. Anscheinend waren sie mit dem neuen Quartier recht zufrieden. Der Leutnant mahnte sie nochmals zur Vorsicht, wenn auch sein Mißtrauen gegen den Vicomte schon teilweise geschwunden war. Weiß Gott, wie Rombeau in den Ruf gekommen war,

Franktireurs zu beherbergen! Klaus wußte nicht, wem er mehr vertrauen sollte, den Worten seines Obersten oder dem offenen, ehrlich scheinenden Wesen seines Wirtes. Vorerst neigte er noch zu ersterem hin.

Herwig beschloß noch einen Rundgang durch das Schloß zu machen und noch einmal alles genau zu besichtigen, bevor er der Einladung des Vicomte folgte. An verschiedenen Stellen patrouillierten Doppelposten auf und ab, die es an Wachsamkeit nicht fehlen ließen. Ihnen konnte unmöglich etwas Verdächtigtes, eine Gefahr entgegen. Klaus ging weiter. Rings um das Schloß zog sich eine dicke Rundmauer. Da hätte kein Feind eindringen können, außer er hätte das Tor passieren müssen. Denn allenthalben fiel der Hügelhang steil ab; auf der einen Seite, gegen Briz zu, gähnte dem Beschauer sogar eine schauerliche Schlucht entgegen. Und wenn es den Feinden einfiel, das Schloß anzugreifen, so würden sie sich nur blutige Köpfe an den wichtigen Mauern holen. Davon war Klaus fest überzeugt. Von einem Mauervorsprung aus schaute er in das Land hinaus, das sich wie ein weißer Teppich zu seinen Füßen weitete. Im Westen versank in purpurner Lohe die Sonne hinter dem bleigrauen Firmament. Es begann schon allmählich zu dämmern. Vom Himmel funkelte der Abendstern. Das weite Land mit seinen Höhen und Tälern bot in seinem Winterkleid ein einförmiges Bild. Und dazu diese lautlose, beängstigende Stille. Nicht einmal ein Vogel kreiste in den Lüften. Es fröstelte den jungen Offizier ein wenig. Vor ihm ragte der trugige, finstere Schloßturm auf, der aus mächtigen Quadern zusammengefügt war. Klaus versuchte das Turmpfortlein zu öffnen. Es war verschlossen. Er schalt sich einen Leichtsinn, daß er vergessen hatte, den Turm nicht untersucht zu haben. Heute war es nun zu spät, da die Dunkelheit immer weiter fortschritt. Am nächsten Tag wollte Klaus die Besichtigung vornehmen. Als Klaus seinen Rundgang beendet hatte und vor dem ihm als Wohnung zugewiesenen Gartenhaus ankam, erwartete ihn schon ein Diener des Vicomte, um ihn hinauf in den Speisesaal des Schlosses zu geleiten. Dort wurde er vom Schloßherrn und seiner Tochter Margot empfangen. Der erstere machte Herwig mit seiner Tochter bekannt. Margot zeigte den reinen Rasantypus der Französin. Sie war klein und schwächlich, aber von blendend weißem Teint. Ihr rabenschwarzes Haar war zu einem Schoß zusammengelassen. Das Eigentümlichste an dem kaum achtzehnjährigen Mädchen waren ihre Augen. Die irrten fortwährend unruhig umher; dabei glühte aus ihnen ein lobendes Feuer. Es lag etwas Dämonisches in diesen Augen. Herwig empfand dies sofort, als sie ihren flammenden Blick tief in den seinen bohrte. Ihm war es, als wollten ihn diese Blicke festbannen.

Vater und Tochter waren gegen den Gast von ausgesuchter Höflichkeit während der Tafel, die alle Genüsse der französischen

Rüchle aufwies. Herwig war dagegen recht einsilbig. Er hielt zäh an seinem Mißtrauen fest. Nur flüchtig erwiderte er die an ihn gerichteten Fragen. Der Vicomte erriet nur zu gut, welche Gedanken den Gast bewegten, doch tat er, als bemerke er es nicht. Durch eine Frage Margots, deren Blick stets auf den jungen Offizier gerichtet war, kam auch das Gespräch wieder auf das Franktireurwesen um Rombeau.

„Ich halte mich hier erst seit einigen Wochen wieder auf,“ sagte der Vicomte. „Sonst hatten wir um diese Jahreszeit unsern Aufenthalt in Paris, aber die Zeitereignisse zwangen mich und meine Tochter, Paris zu verlassen. Seit dem Unglückstag von Sedan habe ich wenig Anteil an dem Lauf der Ereignisse mehr genommen. Ich bin seit meiner Ankunft überhaupt noch nicht aus dem Schloß gekommen und Margot verläßt es auch nur zu kurzen Spazierritten oder um Einkäufe in Briz zu besorgen. Meine Dienstkleute weilen ebenfalls nicht besonders oft außerhalb der Mauern von Rombeau. Zuweilen hörten wir hier oben aus den umliegenden Wäldern, vor allem gegen die Straße nach Amale zu, heftiges Schießen und Waffelärm, kummernten uns jedoch wenig darum, zumal wir bis jetzt völlig unbehelligt geblieben sind. Erst durch einen meiner Diener habe ich erfahren, daß sich hierherum mehrere Trupps Freischärler aufhalten. Margot will sogar kürzlich Zeugin eines Treffens mit Ihren Soldaten gewesen sein. Näheres ist mir jedoch nicht weiter bekannt, da ich selbst mich nicht viel um diese Vorfälle gekümmert habe.“

„Unsere Heeresleitung will mit diesen Freischärlern endlich einmal aufräumen,“ nahm Klaus Herwig das Wort. „Ich selbst habe den Auftrag erhalten, dem Unwesen um Rombeau in den Wäldern von Briz zu steuern. Sie werden selbst zugeben müssen, Herr Vicomte, daß die Kampfweise dieser Franktireurbanden keine ehrliche ist. Und Mordmord muß unbedingt aufs strengste geahndet werden. Zahlreiche unserer Soldaten sind diesen heimtückischen Gesellen schon zum Opfer gefallen.“

Eine Pause in dem wechselseitigen Gespräch war nach diesen Worten Herwigs eingetreten. Der Vicomte zankte unruhig seinen Henriquate. In einer Hinsicht mochte er wohl dem deutschen Offizier Recht geben, andererseits wollte er auch wieder seine Landsleute nicht verdammen. So schwieg er. Margot sah still und in sich versunken und der Leutnant, dem bei diesem Schweigen etwas unbehaglich wurde, trommelte leise mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Da fällt mir gerade noch etwas ein, Herr Vicomte,“ nahm Klaus den Faden des Gesprächs wieder auf. „Ich machte noch vorhin einen Rundgang und da wollte ich auch dem Turm einen Besuch abstatten, zumal Sie es heute mittag unterlassen hatten, mich dorthin zu führen. Zu meinem Leidwesen fand ich den Eingang verschlossen. Wenn ich Sie nun bitten dürfte...“ „Ich verstehe,“ erwiderte der Schloßherr, „der Kastellan soll Ihnen morgen hierzu den Schlüssel ausbändigen. Verzeihen Sie mir die Unterlassung, aber ich selbst habe schon seit Jahr und Tag den Turm nicht mehr betreten und so dachte ich nicht daran. Nichts für ungut.“ Er wurde von Margot unterbrochen, die bis jetzt nur ab und zu an dem Gespräch mit einigen Worten teilge-

nommen hatte und sonst nur die stumme Zuhörerin abgab. Sie klagte plötzlich über ein leichtes Unwohlsein. Sie behte leise und ihr Gesicht war auffallend blaß geworden. „Begib dich auf dein Zimmer, Kind,“ sagte der Vicomte und strich zärtlich ihre bleichen Wangen. „Du mußt dich mehr schonen; dein heutiger Ritt war wieder einmal zu anstrengend für dich. Ich will deine Jose rufen.“

„Rein, laß' nur, laß',“ antwortete Margot hastig. „Ich mag noch nicht schlafen gehen. Ein wenig frische Luft wird mir besser tun. Die Luft hier im Saal ist so drückend schwül.“ Damit erhob sie sich schnell, und den Gast flüchtig grüßend, verließ sie das Gemach. „Sie ist ein sonderbares Mädchen,“ sagte ihr Vater, als sie weggegangen war. „Manchmal sieht sie Tage lang daheim, indes sie ein andermal wieder vom Morgen bis zum Abend draußen herumstreift. Da ist sie heute seit Tagesanbruch im Sattel gewesen und das wird sie erschöpft haben.“

Darnach unterbielten sich die beiden Männer über die letzten Zeitneugierigkeiten, wobei sich natürlich ihre Meinungen diametral gegenüber standen. Margot ließ sich nicht mehr blicken.

Als sich der Leutnant in vorgerückter Stunde von seinem Wirt trennte, war er überzeugt, daß der Verdacht gegen diesen grundlos war. Aus dessen Benehmen und Worten war nicht das geringste Verdachtsmoment herauszufinden, trotzdem er den Schloßherrn in Rede und Tat beobachtet hatte. Nein, der Vicomte de la Rombeau hatte wirklich nichts mit einem Heger und Pfleger von Franktireurs gemeinsam...

\* \* \*

Seit der Ankunft der Husaren auf Schloß Rombeau ließen die Franktireurbanden in den Wäldern von Briz nichts mehr von sich hören. Die Ueberfälle auf deutsche Patrouillen und kleinen Kolonnen hatten wie mit einem Schlage merkwürdigerweise aufgehört. Leutnant Herwig konnte weder an seinen Obersten, noch konnte dieser an ihn von neu gemeldeten Schandtaten der Freischärler berichten. Der erstere unternahm von Rombeau aus täglich mit seinen Husaren Streifzüge durch die Umgegend, um den so plötzlich verschwundenen Feinden auf die Spur zu kommen, denn es lag klar zutage, daß sich die Gegner nur deshalb so still verhielten, um im günstigen Augenblick desto erfolgreicher ihr Treiben wieder zu beginnen. Sie hatten sicher von dem Eintreffen deutscher Soldaten auf Rombeau von den Bewohnern der Gegend, von denen selber ein beträchtlicher Teil zu ihnen hielt, Kunde erhalten. Deshalb ging der junge Offizier mit äußerster Vorsicht bei seinen Streifereien zu Werk. Jedes Gehölz, jeder Weg und Steg wurde nach verdächtigen Zeichen und Spuren untersucht, keine Furche und kein Winkel blieb vor den Augen der Deutschen unentdeckt, sogar die Gehöfte und Dörfer der Nachbarschaft wurden streng beobachtet; alles vergeblich. Die Freischärler mußten entweder die Gegend verlassen oder sich in den Tiefen der Erde verborgen haben.

Das Leben auf Schloß Rombeau ging in dieser Zeit seinen gewöhnlichen Gang. Der Vicomte erwies sich immer mehr als lebenswürdiger Wirt und ehrenhafter Cavalier. Durch seine Dienstkleute ließ er stets für alle Bedürfnisse der deutschen Soldaten

forgen; gegen den Leutnant war er von ausgesuchter Höflichkeit. Ein unbeteiligter Dritter hätte im geselligen Verkehr die beiden Männer kaum für Feinde angesehen, die sie doch ihrer Volkzugehörigkeit nach waren. Klaus Herwig bat insgeheim dem Vicomte das gegen diesen gehegte Mißtrauen ab. Dessen Ehrenschild war ohne Tadel. Auch die Dienerschaft und Margot erwiesen sich als harmlos, wenngleich dem Offizier zuweilen das seltsame Benehmen der letzteren auffiel. Bald bemerkte er, wie sie ihn heimlich verfolgten mit träumerischen Blicken verfolgte, bald wieder wurde ihre Miene, wenn sie Klaus gewahrte, finster und wie Haß loderte es dann aus ihren schwarzen Augen. Dem Leutnant blieb ihr wechselndes Verhalten unverständlich. Nur gegen einen Menschen auf Rombeau konnte er sich eines Argwohns nicht entledigen, und das war der Schloßverwalter. Wie wohl es eigentlich Herwig selber lächerlich erschien, gegen den Alten schlimme Vermutungen zu nähren. Was konnte denn das ewig zitternde, ängstliche Männlein auch Uebles im Schilde führen! Trotzdem empfand er heftige Abneigung gegen den Alten. Der Leutnant wurde eben ein unbestimmtes Gefühl, das er sich selbst nicht recht zu deuten vermochte, nicht los. Das schene schleichende Wesen des Kastellans, seine kriechende Unterwürfigkeit gefielen dem jungen Mann nicht. Er ließ den Alten nicht aus den Augen, was dieser aber nicht zu bemerken schien.

Den Husaren und ihrem Führer verurteilte allmählich das stete nutzlose Umherstreifen großen Ueberdruß. Sie wären schon lieber gegen einen Feind in der Schlacht angeritten, als hier in den endlosen Wäldern herumzupirschen, wo sie dazu die ziemliche Gewißheit hatten, daß weit und breit kein Franktireur sich mehr aufhielt. So waren fast zwei Wochen seit ihrer Ankunft auf Schloß Rombeau verfloßen. Schon stellte sich bei allen Vangeweile ein und auf ihren Streifzügen nahmen sie es auch nicht mehr so genau. Wozu denn auch?

Da ereignete sich ein Zwischenfall, der die Deutschen wieder zu erhöhtem Spür-eifer und zu regerer Vorsicht und Wachsamkeit anspornte. Es war an einem klaren Wintertag um die Mitte des Dezember. Klaus Herwig befand sich allein mit einem halb Duzend Soldaten auf einem Erkundungsritt in den weiten verschneiten Wäldern um Rombeau. Lautlos zogen die Pferde ihre Spur durch den lockeren, frisch gefallenen Schnee. Wortlos ritt der Leutnant mit seinen Husaren durch den schweigenden Wintertag. Er war heute nicht gerade bei bester Laune. Bereits mehrmals hatte er seinem Obersten berichtet, daß von Franktireurs, sowohl an der Straße von Amiens nach Amale, als in der ganzen Gegend überhaupt, weder etwas zu sehen noch zu hören wäre. Dabei hatte er leise den Wunsch angedeutet, mit seinen Leuten Rombeau verlassen und zur Front zurückkehren zu dürfen. Doch bis heute war keine diesbezügliche Ordre vom Regimentskommandanten eingelaufen.

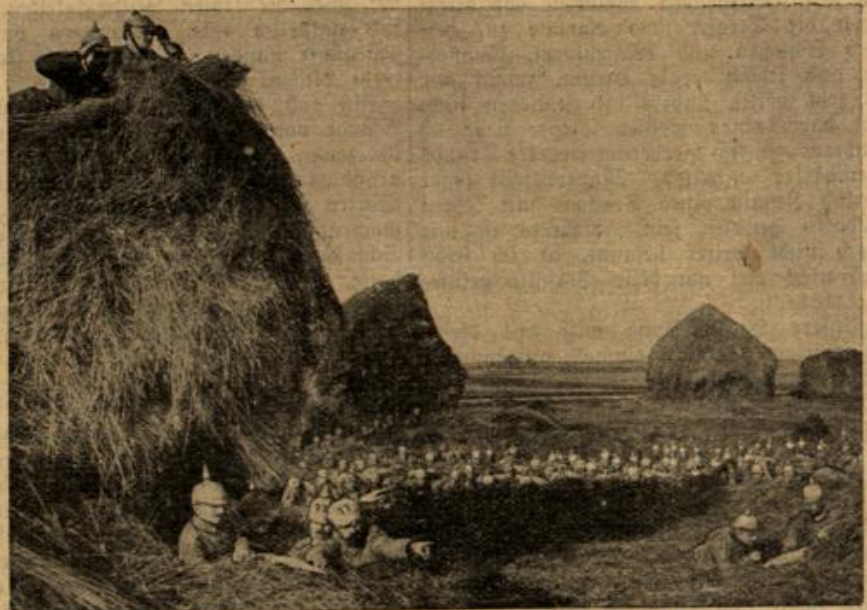
Während der verärgerte Offizier so vor sich hin sann, brach plötzlich ein Schuß die hehre Stille des Waldes. Eine Kugel pfiß deutlich hörbar an Herwigs Kopf vorüber. Erschrocken sah er auf. Hinter ihm war ein schmerzlicher Schrei erschollen. Einer der Husaren hielt den blutigen Arm, den die Kugel getroffen. Was war geschehen?



Karte vom Suez-Kanal.



Zum Zustand in Aegypten: Ein Fellachendorf in Aegypten.

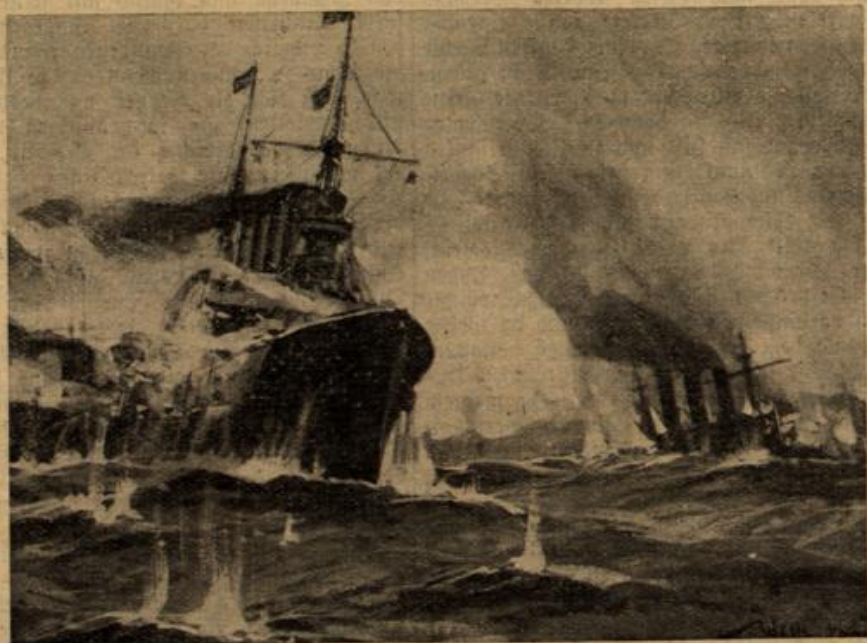


Aus den Kämpfen bei Soissons: Die Infanterie hinter einer Deckung legend.



Zur Aufstandsbewegung in Persien:  
Zwei Typen persischer Kosaken.

Im Kampfe gegen die russischen Kosaken werden sich nun die persischen Kosaken messen können und dabei eine wichtige Rolle spielen.



Die Seeschlacht bei Coronel (Chile): Links die deutschen, rechts die englischen Schiffe.



**Eine Marine-Patrouille auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz.**  
Die deutsche Marine-Division, die auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz tätig ist, hat sich bei Anwerfen, und besonders auch bei den Kämpfen am Herfanal hervor getan. Die prächtigen Soldatengestalten, die unter die Mannschaften vertreten sind, wie unser Bild zeigt, sind bei den Truppen der Landarmee besonders beliebt.

#### Soldatengräber.

Der Krieg gestaltet so vieles um und schafft uns Bilder, die der Friede nicht kennt. Bilder von Schlachtgetümmel und Schlachtfeldern, Bilder von zerstörten Dörfern und Städten, von verlassenem Häusern und obdachlosen Flüchtlingen. Eine besondere Art dieser vom Krieg geschaffenen Bilder sind die Soldatengräber. Wer im Felde steht, der kennt sie ja. Dort am Waldestrand stand ein Soldat auf Vorposten; ihn traf die teuflische Kugel. Am Platze, wo er fiel, begruben ihn seine Kameraden, banden schnell ein Kreuz aus Birkenholz und steckten einige grüne Zweige auf den Hügel. So ward dieses Grab. Oder: Am Bergeshang lag die erste Schützenkette; sie hatte den ersten Stoß des anstürmenden Feindes auszuhalten, und manche blieben. Unter einer Baumgruppe am Platze gräbt man ihnen das Grab und schmückt es mit einigen Zeichen der Liebe und des Gedenkens. — Es war ein heißer Tag, ein starker Vorstoß des Feindes mußte zurückgewiesen werden, da gab's nicht bloß Wunden, auch viele Tote auf beiden Seiten. Während der Nacht wurden die

Verwundeten gesammelt und zum Verbandplatz gebracht. Nun gilt es auch die Toten zu bergen. Am Straßenrande, an der Wegkreuzung, hebt man ein weites, tiefes Grab aus. Hier werden sie gebettet, Freund und Feind. Breit und hoch wölbt sich die Erde darüber, ein Massengrab gefallener Soldaten. Ein ruhiger Tag läßt vielleicht Zeit, das Grab besser zu schmücken. Ein handwerkstüchtiger Kamerad zimmert ein Kreuz, die Zahl der gefallenen Helden nebst Angabe der Truppe, des Todestages wird darauf geschrieben; andere bringen Blumen herbei und zieren Kreuz und Grabhügel mit Kränzen.

Unser Bild zeigt ein ganz eigenartiges Soldatengrab. Kreuz, Blumen und Sträucher hat es wohl mit so vielen anderen gemein. Aber um dieses eigentliche Grab ist noch in Form eines unten offenen Rechteckes ein Kranz von teilweise zerbrochenen Rädern, von verbogenen Eisenstangen und Trägern, von ver-



**Glückliche Notlandung eines deutschen Aeroplans zwischen Lille und Ronch.**  
Die beiden Fliegeroffiziere erlitten nur einige Hautabschürfungen.



**Massengrab einer Kraftwagen-Abteilung an der Heeresstraße Cambrai—Douai.**

glühten Blech- und Holzresten gelegt, ein buntes Durcheinander von Wagenüberresten. Die Aufschrift auf der Tafel des Kreuzes läßt den Sinn dieses außergewöhnlichen Schmuckes sofort erraten. Es ist ein Grab von Kraftwagenführern, die im Dienste des Vaterlandes gefallen sind. Französische Kürassiere haben einen Zug von 20 Lastkraftwagen überfallen; nur drei Wagen konnten sich retten, die übrigen wurden zerstört, ihre Führer fielen. Die Bewohner eines in der Nähe gelegenen Hofes sollen dabei die Verräter gespielt haben. Der Hof wurde niedergebrannt. Das Grab liegt an der großen Heeresstraße von Cambrai nach Douai; in seinem eigenartigen Schmucke fällt es allen Vorüberziehenden in die Augen und gibt Zeugnis davon, wie das Kraftwagenpersonal im modernen Kriege nicht bloß große Dienste leistet, sondern auch heldenhaft zu sterben weiß.

Keiner der Soldaten vermochte eine genügende Aufklärung auf die Frage ihres Leutnants zu geben. Einzig Kuschke, der Trompeter, wollte seitwärts im undurchdringlichen Unterholz eine dunkle Gestalt mit einer rauchenden Flinte flüchtig bemerkt haben.

„Schier meint' ich, der alte Schlossverwalter von Kombeau wär's gewesen," erklärte der Mann. „Benigstens hatte die Gestalt ungefähr sein Aussehen. Doch werde ich mich sicher getäuscht haben, denn wie käme der hierher so weit in den Wald und übrigens

soll er seit etlichen Tagen recht krank darniederliegen, wie gestern die Köchin des Vicomte sagte. Auch habe ich den Schützen nur einen einzigen Augenblick und da nur von rücklings gesehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Handschuhkassette. Eine heitere Geschichte von Th. Bohrn.

Fortsetzung

Fredi hätte zwar gar zu gerne über seinem Schreibtisch ein lebensgroßes Porträt seiner Frau gehabt, und zwar ein Delgemälde aus Künstlerhand, statt der jetzt dort hängenden Photographie. Edith wäre nicht abgeneigt gewesen, sich malen zu lassen, jedoch der Kostenpunkt, der Kostenpunkt! Sie hielt Umschau in Künstlerkreisen, fand jedoch, daß die Herrn und Damen von der Palette gar zu unverschämt in ihren Forderungen wären. Von einem Dilettanten aber sich malen lassen, nein, das ging nicht, da war die Photographie viel besser — mochte die hängen bleiben, wo sie hing.

Fredi begann schon wieder nervös zu werden, aber eines Tages kam er freudestrahlend nach Hause und erzählte Edith, er habe ein großartiges Auskunftsmittel gefunden. Fräulein Emmi Villion, die Schwester eines Regimentskameraden, ist Malerin, Künstlerin, und besonders hervorragend in Damenporträts. Sie hat großartige Aufträge, die ihr glänzend bezahlt werden, doch jahndet sie, um sich in ihrer Kunst noch mehr zu vervollkommen, immer nach schönen, interessanten Frauen, die ihr zu Porträts sitzen. Und wenn das Bild dann fertig und gut getroffen ist, überläßt sie's dem Modell und gibt sich mit einem Cadeau zufrieden. Jetzt war Edith Feuer und Flamme dafür, dieser idealen Malerin ihren interessanten Kopf zur Verfügung zu stellen, je eher, je lieber, und sie bat ihren Mann, sie zu den Sitzungen zu begleiten, was der gerne zusagte.

Fräulein Villion war eine liebenswürdige Dame und seine Künstlerin. Es war ein Vergnügen, ihr zuzusehen bei der Arbeit, die sie mit kluger und gemütvoller Rede zu würzen verstand. Die Sitzungen kamen bald in Gang und das Porträt gedieh vorzüglich, da auch Edith mit Eifer bei der Sache war und keine Sitzung ausfallen ließ.

Fredi fand es endlich an der Zeit, sich mit Edith wegen des Geschenkes für Fräulein Villion zu beraten.

„O, ich habe längst gewählt!" rief sie heiter.

„Nun?" erkundigte sich Fredi gespannt. Und feierlich kam's von Edith's Lippen: „Tante Mienschens Handschuhkassette.“

„Wa — — waaas für eine Kassette?"

„Na, die kanariengelbe Blüschkassette mit Silberbeschlag, weißt du, Tante Mienschens Hochzeitgeschenk — ist das nicht eine großartige Idee von mir?" Fredi war blass. Er hatte sich zwar keinen ausschweifenden Hoffnungen inbezug auf das Präsent hingegen, aber Edith's Wahl war so groß, daß er ein helles Gelächter anstimmte und sie frag, ob sie sich nicht schäme, Fräulein Villion dergleichen anzubieten?

„O nein, durchaus nicht," entgegnete sie lächelnd. „Ich werde ihr die Kassette bei der letzten Sitzung persönlich überreichen und du kannst Zeuge davon sein, daß ich mich gar nicht schäme.“

„Das wirst du gefälligst unterlassen! Herrgott, wenn sie den scheußlichen Kasten ihrem Bruder zeigt und der erzählt davon

den andern Kameraden, dann bin ich für alle Zeiten blamiert!"

„Nah, ich sehe dabei keine Blamage," entgegnete Edith störrisch. „Ich habe noch ein übriges getan und sechs Paar Handschuhe hineingelegt, und — —"

„Standal! Standal!" schrie Fredi. „Sechs Paar Handschuhe in einer Blüschkassette! Ein Geschenk für ein Stubenmädchen! Weißt du, dein Geiz beginnt schon auf dein Gehirn zu drücken.“

„Keine Beleidigung, wenn ich bitten darf!"

„Einer Dame, wie Fräulein Emmi Villion, sechs Paar Handschuhe als Gegengeschenk für das großartige Porträt! Es ist zum Haarausraufen!"

„Schade für dein Haar, Fred!" spottete Edith. „Was willst du? Die Villion hat mich wiederholt versichert, daß ich ihr als Modell große Dienste geleistet und daß sie mir für meine Geduld und Ausdauer in den Sitzungen sehr dankbar sei, denn solch interessanten Kopf wie den meinigen fände sie unter Hunderten nicht — also, auf welcher Seite ist da der Vorteil? Die Leinwand und die Farben aber sind reichlich bezahlt mit der Kassette, deren Beschläge nach deiner eigenen Aussage, schwer in Silber sind.“

„Für solch eine Auffassung fehlt mir das Verständnis," entgegnete Fred erregt. „Und was die Kassette anbelangt, hätte ich nichts dagegen, wenn sie ganz aus Silber wäre und mit Steinen besetzt, oder in künstlerischer, antiker Form. Diesen alten, greulichen Kasten aber kriegt die Villion nicht, unter keiner Bedingung. Wir kaufen ihr ein schönes, wertvolles Schmuckstück, einen Anhänger oder ein Armband und schicken ihr's mit einigen Zeilen ins Haus, wenn wir das Bild holen lassen — und damit basta!"

Edith schüttelte den Kopf, aber sie schwieg, sie war ja klug. Fredi aber lief davon, um seinen Aerger etwas an die Luft zu führen.

Der Tag der letzten Sitzung in der Villa Emmi, im Cottage, dem Heim der Künstlerin, kam heran, und Fredi stand in ungeduldiger Stellung bei der Straßenbahn-Haltestelle und wartete auf seine Frau, die aus der inneren Stadt kommen mußte, allwo sie diverse Besorgungen zu erledigen hatte. Eben wollte er eine Vertuschung über Edith's Unpünktlichkeit austreten, als er sie im Schwebeschritt über die Straße her auf ihn zukommen sah. Sein erstes Empfinden war Freude über ihren Anblick, sein zweites jedoch jähes Entsetzen, denn Edith trug nebst Sonnenschirm und Handtasche noch ein Paket in den Händen, das seiner Form nach zu schließen die ominöse Handschuhkassette enthielt. Fredi schäumte. „War so etwas zu glauben nach all dem Streit um die Sache? Darum also sagte sie immer, es hat Zeit, es hat Zeit, wenn er sie aufforderte, mit ihm das Schmuckstück für die Villion kaufen zu gehen? Na, warte, warte nur!"

Wie ein Stohrvogel flog er auf sie zu und rief rauh: „Was hast du in dem Paket?"

„Toiletteseife, mein Lieber," sagte sie ruhig und lächelte ihn an. „Ich habe sie so en passant in einem „Ausverkauf" billig erstanden — da, riech!" Sie hielt ihm das Paket unter die Nase und wirklich entströmte demselben ein starker Fliedergeruch, Edith's Lieblingsparfüm. Trotzdem noch mißtrauisch, griff er nach dem Paket und sie überließ es ihm willig. Es war schwer, wie Seife zu sein pfeft und fühlte sich auch so an wie nebeneinander gebackte, runde Seifenstückchen. Fredi war rasch besänftigt und fuhr heiter plaudernd mit seiner entzückenden Frau nach dem Cottage.

Emmi Villion stand schon in Erwartung ihres Besuches, in einer allerliebsten Malerschürze, im Atelier. Edith flog auf sie zu und umarmte sie stürmisch, zugleich betuernd, wie leid es ihr sei, daß nun die gemüthlichen Sitzungen ein Ende hätten, in welche Betuerungen die Künstlerin kräftig mit einstimme, denn der großen Liebenswürdigkeit der reizenden Frau Philipp konnte doch niemand widerstehen. Edith legte Schirm und Handtasche auf einen Stuhl und obendrauf ihren großen Hut mit dem nickenden Federbusch, öffnete dann rasch das mitgebrachte Paket, das zwei sorgsam eingewickelte Gegenstände enthielt. Den einen schwereren, stark nach Flieder duftenden, legte sie beiseite, von dem andern löste sie die Papierhülle, — eine gelbe Blüschkassette kam zum Vorschein, die sie feierlich auf den Tisch stellte.

„Liebste Fräulein Villion," rief sie zärtlich, „ich habe Ihnen heute als Zeichen meiner Dankbarkeit ein kleines Andenken mitgebracht, das sie immer, so oft ihr Blick darauf fällt, an unsere so anregenden Sitzungen erinnern soll.“

Die Malerin sah lächelnd den plumpen Kasten an, öffnete den Deckel und klappte ihn wieder zu, und mit den verbindlichen Worten: „Oh, ich danke — zu gültig — Handschuhe kann man immer brauchen," ließ sie die Kassette stehen und trat an ihre Staffelei. Fredi gab es einen Ruck durch den ganzen Körper und es war ihm zumute, als müsse er den vertrakteten Kasten packen, ihn zur Erde schleudern und mit den Stiefelabsätzen eintreten. Aber schon in der nächsten Minute hatte er sich wieder völlig in der Gewalt und er tat das Beste, was er in dem Falle tun konnte, er trat zum Fenster und schaute angelegentlich in den Garten hinab, sich den Anschein gebend, als beachte er nicht, was die beiden Frauen hinter seinem Rücken verhandelten.

Die eigentliche Sitzung dauerte heute nicht lange, es galt nur ein Ueberprüfen des fertigen Bildes, bei dem man lustig plaudern konnte. Nur Fredi war gegen sonst heute merkwürdig schweigsam, was ihm manche Rederei von Seite der Villion eintrug. Edith war dagegen sehr ausgeräumt, sie hatte die lästige Cadeau-Geschichte hinter sich und war ungemein zufrieden mit ihrer klugen Disposition. Freilich war sie nebenbei etwas aufgeregert, denn sie wußte, sie hatte

Fredi mit eben dieser Disposition schwer gedregert und beleidigt und sie getraute sich fürs erste gar nicht ihn anzusehen. Ein Donnerwetter würde wohl heute noch auf ihr schuldig Haupt herunterprasseln, aber sie würde schon standhalten, denn für das viele Geld, das sie geopart hatte, dadurch, daß sie Fredi verhinderte, das teure, kostbare Schmuckstück zu kaufen, kann man sich schon ein wenig verdommern lassen. Sie lugte jetzt von ihrem erhöhten Standpunkt aus durch das große Atelierfenster in den Garten hinaus und rief: „Ach, liebes Fräulein Villion, was für entzückenden Flieder sie doch in ihrem Gärtchen haben! Welch herrliche Farbe der hat, er muß auch köstlich duften, wie?“

„Ja, das tut er.“

„Schade, daß sie keinen weißen Flieder haben, den liebe ich leidenschaftlich.“

„Ich habe auch weißen Flieder, man sieht ihn nur nicht vom Fenster aus, aber wenn sie es wünschen, Frau Hauptmann, können wir hinabgehen in den Garten und einen Strauß für sie abschneiden.“

„Ach, das ist ja entzückend, entzückend! Ja, gehen wir hinunter, bitte.“

Fredi hatte ein Zeitungsblatt zur Hand genommen und sich in den Leitartikel vertieft. Edith war schon an der Türe.

„Kommen Sie auch mit, Herr Hauptmann?“ frug Emmi.

„Oh, wenn der eine Zeitung in der Hand hat, ist er zu nichts zu haben,“ lachte Edith, „lassen Sie ihn nur.“

Fredi machte eine Kopfbewegung, die man ebenso für Zustimmung wie für Ablehnung halten konnte. Die Damen nahmen es für lezteres und rauschten zur Türe hinaus.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sie wieder austauchten. Edith mit einem mächtigen Strauß weißen Flieders in den Händen, in dem sie ihr frisches Gesichtchen vergrub, was reizend aussah. Fredi sah noch immer über der Zeitung und mußte die neckende Bemerkung, daß es aussähe, als ob er eingeschlafen wäre, über sich ergehen lassen.

Es folgte dann ein rascher Ausbruch. Nachdem man sich noch über den Transport des Bildes geeinigt hatte, verabschiedete man sich mit gegenseitiger herzlicher Dankagung und dem Zuruf: „Auf Wiedersehen!“

Das Ehepaar Philipp ging oder lief vielmehr zur Haltestelle der Straßenbahn, denn es hatte stark zu regnen begonnen, die Menschen liefen hastig durcheinander und stürmten die daherausenden Wagen.

Edith wunderte sich über Fredis Haltung. Er sprach zwar kein Wort auf sie, aber er sah durchaus nicht böse oder mißgestimmt aus, sondern wie einer, der intensiv über etwas Angenehmes nachdenkt. Edith war aber momentan nicht aufgelegt, Betrachtungen darüber anzustellen, es war zu ungemütlich, denn sie mußte die ganze Fahrtdauer im dichtesten Gedränge auf der Plattform stehen, so daß sie einen Seuzer der Erleichterung ausstieß, als sie endlich ihr Fahrziel erreicht hatten und aussteigen konnten. Fredi half ihr herunter, denn sie war schwer bepackt mit dem riesigen Fliederstrauß, dem Seifenpaket, Schirm und Handtasche. Sie nahm alles in den rechten Arm, um mit der linken Hand ihr Kleid ein wenig raffen zu können, und als sie dabei zufällig an sich hinabblckte, gewahrte sie jäh erschrek-

kend, daß ihre Handtasche offen war. Sie griff hastig hinein, um gleich darauf mit allen Zeichen des Entsetzens zu schreien: „Mein Geld! Mein Geld! Das Geld ist verschwunden!“

„Aber so schrei doch nicht so!“ rügte Fredi. „Mach' keinen solchen Radau wegen ein paar lumpiger Kronen.“

„Aber lumpiger Kronen?“ schrie Edith noch lauter. „Zwölfhundert — zwölfhundert Kronen waren drinnen!“

„Bist du verrückt? Wie kannst du so viel Geld in einer Handtasche herumerschleppen!“

„Mein Gott, ich war doch vor der Sitzung in der Stadt und habe das Geld aus der Bank geholt — übermorgen ist Freitag, das weißt du ja — ich hab's in einem Kuvert in die Tasche gesteckt und jetzt ist es hin, verloren, verloren!“

„Toll, unverantwortlich toll,“ brummte Fredi.

Edith aber weinte und schrie in maßloser Aufregung, daß die Passanten stehen blieben und sie neugierig anblickten.

„Mach' kein solches Aussehen,“ rügte Fredi.

„Ach du! Du siehst beinahe so aus, als ob dich das Unglück freut!“ erzürnte sich Edith.

„Bah, Unglück! Eher eine gerechte Strafe für dich. Geh' jetzt nach Hause, ich laufe schnell aufs Kommissariat und mach' die Anzeige, obgleich es wenig nützen wird, denn du hast das Geld nicht verloren, es hat dir's ganz sicher einer aus der Tasche genommen.“

Und lächelnd bog er um die nächste Straßenecke.

(Schluß folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Vexierbild.



Wo ist der Pferdeknecht?

### Humoristisches.

Humor in der Schule. Lehrer: „Ich habe euch soeben von den gefährlichen Tieren erzählt und euch Beispiele genannt. Wer kann mir im Gegensatz dazu ein Tier nennen, welches sich mit ganz geringer Nahrung begnügt?“ — Ein Schüler: „Ich, Herr

Lehrer: — Die Motte!“ — Lehrer: „Die Motte? Wieso denn?“ — Schüler: „Ja, die frißt nur — Löcher!“

Selbständig. Junge Hausfrau: „Heute habe ich den ganzen Vormittag selbst gekocht, nur ganz zuletzt hat die Köchin geholfen.“ — Gatte: „Und konnte sie noch etwas — retten?“

Diagnose. Arzt: „Ihnen fehlt nichts als frische Bergluft. Sie sollten vier Wochen ins Gebirge gehen. Was sind Sie denn?“ — Patient: „Meteorologe auf der Zugspitze.“

Er: „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, haben wir uns nicht schon mal im Zoologischen Garten gesehen?“ — Sie: „Möglich, in welchem Käfig waren Sie?“

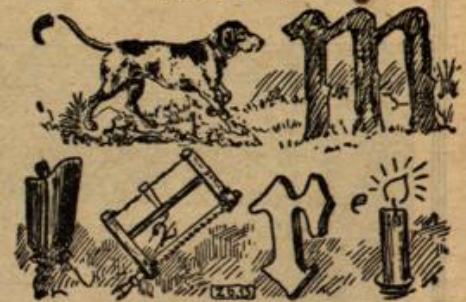
Eingebildet. Er: „Letzte Nacht träumte mir, ich hätte einem hübschen Mädchen einen Heiratsantrag gemacht!“ — Sie: „Und was habe ich Ihnen darauf geantwortet?“

Ein Schläuberger. Bekannter: „Wie brachten Sie denn Ihre Frau wieder zum Bewußtsein, nachdem sie Ihnen zum erstenmal in Ohnmacht gefallen war?“ — Junger Ehemann: „O, sehr einfach; ich küßte ihr zu, sie hätte sich mit ihrem neuen Kleid in einen Tintenlecken hineingelegt; da hätten Sie mal sehen sollen.“

Schlechtes Deutsch. Auf einer Reise trafen von ungefähr ein Norddeutscher, ein Württemberger und ein Schweizer zusammen. Der Schweizer berichtete viel von sei-

nen Reisen und gebrauchte dabei öfters das heimatische Idiom: „I bi gsi“. In einer Pause fragte der Norddeutsche den Württemberger, was „I bi gsi“ eigentlich bedeuten sollte, worauf der biedere Schwabe erwiderte: „So wisse Se, dees is a schlächts Deutsch, dees soll heißen „I bi gwä!“

### Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

- Schachaufgabe (Fünfsüger von A. Steif).  
 Weiß Kc6, Dc3, Lc1, Bb2, d2, d3, e3, e5.  
 Schwarz Kb1, La2, Ta1, Bb3, d6.  
 1. Kc6—d5, d2. 2. Dc6. e4. 3. Kd4, ed.  
 4. Kc3, Kc1. 5. Dd1 + matt.

Bilderrätsel: Nach Hochgenuß kommt Ueberdruß.

(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)

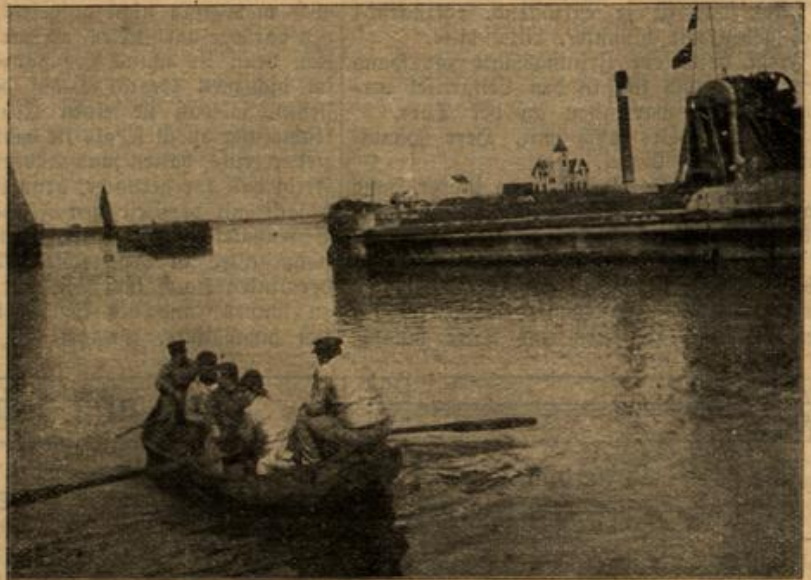
# Bilder vom Kampfgebiet an der belgischen Küste.



Ostendterle (Nordseestrand).



Fischer auf der Mole in Nieuport.



Belgische Hafenarbeiter in Nieuport.



Windmühle in Dixmuden.



Im Hafen von Nieuport.